

Limina

Zur Indifferenz in zeitgenössischer Kunst und Musik

herausgegeben von
Patrick Frank

PFAU

Neutralisierte Indifferenz

Das zentrale Bezugsproblem der aktuellen Kunstphilosophie

Indifferenz war das Zeichen unserer Zeit. Sie definierte in den letzten zwei, drei Jahrzehnten die Tiefengrammatik der westlichen Gesellschaft und diente ihr als Letztbegründung und Abschlussgedanke zugleich. Aber nicht nur in den sozialen Verhaltensmustern, sondern auch in den kulturell wirkungsmächtigen Strömungen der zeitgenössischen Kunst und Philosophie besaß diese Idee Konjunktur. Wie lässt es sich erklären, dass gerade dieser Gedanke das historische Bewusstsein faszinieren konnte? Was spricht dafür, dass heutzutage „Indifferenz“ als Leitidee ihre Strahlkraft einzubüßen scheint? Wie wirken sich diese Prozesse auf das Selbstverständnis der zeitgenössischen Kunst aus? Und vor allem: Welche Rolle spielte hierbei die ästhetische Indifferenz? Mit diesen Fragen ist der Problemhorizont der folgenden Untersuchung abgesteckt. Ihr Anliegen ist es, zu zeigen, dass „Indifferenz“ nicht der Schlussstein aller Aufklärung ist, sondern dass eine Moderne, die selbstreflexiv wird, auch zu diesem ‚Wert‘ noch einmal Distanz gewinnen kann. Zudem sind philosophische Ideen nicht losgelöst von der Form ihrer Darstellung zu vermitteln. Ein Text, der sich von der Idee der „Indifferenz“ zu distanzieren versucht, muss – in welcher Weise auch immer – mit dem Indifferenzstil der postmodernen Philosophie brechen.

Der Begriff der Indifferenz

„Indifferenz“ ist ein Fremdwort und bedarf der Übersetzung. Macht man sich in den einschlägigen Wörterbüchern über die Bedeutung dieses Begriffs kundig, dann stößt man auf eine Ungenauigkeit, die für die weiteren Überlegungen aufschlussreich ist. „Indifferenz“ wird in erster Linie mit „Gleichgültigkeit“ übersetzt, was eine entlegene Bedeutung dieses Wortes trifft, aber nicht dessen alltagssprachlichen Sinn erfasst. Wenn sich zum Beispiel ein Chef seinem Mitarbeiter gegenüber indifferent verhält, dann ist dies kein Ausdruck von Gleichgültigkeit, sondern hat eher etwas mit einer Unentschiedenheit oder Unentscheidbarkeit zu tun. So ist es dem Vorgesetzten keinesfalls egal, was sein Angestellter sagt oder wie dieser agiert; er sendet durchaus Signale der Wertschätzung ihm gegenüber aus, aber diese Signale sind in sich widersprüchlich und ambivalent: Jemand wird gelobt, aber nicht befördert, mit einer schwierigen Aufgabe betraut, aber geringschätzig vor Kollegen behandelt. Die zumeist impliziten Wertungen



des Vorgesetzten fallen positiv und negativ aus, sie beziehen sich nicht nur auf konkrete Arbeitsleistungen, sondern betreffen letztendlich die Wertschätzung der ganzen Person. Auch in sich anbahnenden Liebesbeziehungen trifft man auf Situationen, die hochgradig indifferent bleiben können. Ein Mann schenkt Blumen und überhört eine Einladung; er ruft überraschend an und lässt wochenlang nichts mehr von sich hören. Solche Verhaltensweisen zeugen nicht von Gleichgültigkeit, sondern sie sind Paradebeispiele für Indifferenz.

Wörtlich heißt Indifferenz so viel wie Nicht-Differenz. In den eben beschriebenen Fällen kommt eine normative Differenz ins Spiel, wird aber nicht als normative Unterscheidung gebraucht. Die kommunikative Situation, in der sich Angestellte oder Verliebte befinden, ruft automatisch ganz bestimmte Wertunterscheidungen auf; der Angestellte fragt sich, ob er von seinem Vorgesetzten geschätzt wird, der Verliebte, ob der andere ihn liebt oder nicht. Genau in Bezug auf diese Wertedifferenzen bleibt die Kommunikation aber unentschieden. Letztendlich kann es für ein solch ambivalentes Verhalten verschiedene Motive geben, die dürften allerdings darauf hinauslaufen, dass man sich auf ein derart folgenreiches Urteil nicht festlegen kann oder festlegen will. Indifferentes Verhalten bringt den strategischen Vorteil mit sich, dass man keine Verbindlichkeiten eingeht, dass man sich selbst in seiner Haltung zu einer anderen Person nicht festlegt, keinerlei Erwartungen erzeugt, an die der andere anknüpfen kann. Wer sich in sozialen Kontexten indifferent verhält, macht sich unbeobachtbar und ist nicht so leicht auszurechnen. Man kann sich opportunistisch verhalten, ohne als Opportunist erkennbar zu sein, denn wer sich alle Optionen offen hält, dem lässt sich kein Verrat an eigenen Überzeugungen vorwerfen.

Indifferenz im Alltag hat mithin kaum etwas mit Gleichgültigkeit zu tun. Die Übersetzung bezieht sich primär auf eine philosophische Überlieferung, auf die so genannte „Adiaphora“ der stoischen Ethik, die eine gleichgültige Haltung zu den irdischen Gütern wie Ruhm, Ehre und Reichtum propagierte, mit der Begründung, dass sie für die Glückseligkeit des Menschen, also den Wert, auf den es im menschlichen Leben eigentlich ankäme, nicht entscheidend sind. Die Indifferenz des Verhaltens ist hier also eher eine ethische Norm als eine reale Verhaltensweise und bezieht sich auf Wertedifferenzen, die ansonsten den Alltag normieren. Gewöhnlich geht man davon aus, dass es besser sei, reich als arm zu sein, Lust zu verspüren und nicht Schmerz zu empfinden, von der Gemeinschaft geachtet und nicht missachtet zu werden. Die Lehre der Stoiker lässt diese normativen Differenzen kollabieren und neutralisiert sie mit einem Verweis auf den Höchstwert ‚Glückseligkeit‘. Von dieser außeralltäglichen Verhaltensweise zehren mithin die Übersetzungen, die Indifferenz als Gleichgültigkeit bestimmen.

So viel zur Vorbetrachtung: Man sieht, dass der Begriff der Indifferenz zwischen einer deskriptiven und einer normativen Bedeutung pendelt und zwischen einer alltäglichen und einer außeralltäglichen Verwendungsweise aufgespannt ist. Indifferenz bezeichnet Verhaltensweisen zwischen Gleichgültigkeit und Ambivalenz, wobei immer Wertunterscheidungen zur Disposition stehen, die man auf

die eine oder andere Weise für nicht
Einstellung geht, handelt es sich
tiven und negativen Wert *gleichgültig*
hin auf eine Form der Unentschieden
ren. Kurzum: Indifferenz bezeich

Soziale Indifferenz

Indifferenz war ein Zeichen und
bei um eine Leitidee der postmo
Die so genannte Postmoderne ist
begriff. Sie bezeichnet einen Zeit
und bis an den Gegenwartshoriz
gesellschaften an einer ganz be
Dieses Selbstverständnis resultie
ren gesellschaftlichen Leitbildern
sen sich bis zur Renaissance zurü
gesellschaftlichen Primärdifferenzi
evolutionäre Prozess, in dessen F
renzierte Gesellschaft langsam i
Gesellschaftsformation transfor
einzelne Funktionssysteme wie
auch das Kunstsystem ausgebildete
gesellschaftlich verbindlichen rel
Rücksichten unabhängig machte
kann insofern die Moderne ode
einem ganz allgemeinen Sinne
Sich-different-Setzen von Komm
einander Einfluss nehmen könne
Es sind also nicht mehr allgemei
her sich bestimmte ästhetische, j
gen beeinflussen, geschweige de
Insofern die Moderne primär üb
wurde sie immer schon als Zu
gleichgültigung von Normen un
verbindlich waren. Die Wahrhei
rechter, die Gerechtigkeit zahlt s
schön ist, dient nicht allein des
kann eine solche Entkoppelung

1 Niklas Luhmann, *Die Kunst der*
Kap. 4, S. 215 ff.

die eine oder andere Weise für nichtig erklärt. Selbst wo es um eine gleichgültige Einstellung geht, handelt es sich um eine Einstellung, die einen gegebenen positiven und negativen Wert *gleich gelten* lässt. Auch Gleichgültigkeit lässt sich mithin auf eine Form der Unentschiedenheit oder Unentscheidbarkeit zurückführen. Kurzum: Indifferenz bezeichnet die Unentschiedenheit eines Unterschieds.

Soziale Indifferenz

Indifferenz war ein Zeichen unserer Zeit. Das heißt vor allem, dass es sich hierbei um eine Leitidee der postmodernen Gesellschaft handelt, die brüchig wird. Die so genannte Postmoderne ist vor allem ein Epochen-, weniger ein Strukturbegriff. Sie bezeichnet einen Zeitabschnitt, der Ende der sechziger Jahre beginnt und bis an den Gegenwartshorizont reicht, in dem sich die westlichen Industriegesellschaften an einer ganz bestimmten Selbstbeschreibung orientiert haben. Dieses Selbstverständnis resultiert wesentlich aus einer Modernekritik und deren gesellschaftlichen Leitbildern. Die Ursprünge der modernen Gesellschaft lassen sich bis zur Renaissance zurückverfolgen, wo es zu einer Umstellung der gesellschaftlichen Primärdifferenzierung kam: Im 15. Jahrhundert begann jener evolutionäre Prozess, in dessen Folge sich die mittelalterliche, hierarchisch differenzierte Gesellschaft langsam in eine heterarchisch, funktional differenzierte Gesellschaftsformation transformierte. Die große Veränderung war, dass sich einzelne Funktionssysteme wie das Wissenschafts-, Wirtschafts-, Rechts- oder auch das Kunstsystem ausbildeten, die sich mehr und mehr von allen gesamtgesellschaftlich verbindlichen religiösen, weltanschaulichen und moralischen Rücksichten unabhängig machten und in diesem Sinne autonom wurden.¹ Man kann insofern die Moderne oder auch die Modernisierung der Gesellschaft in einem ganz allgemeinen Sinne als eine Ausdifferenzierung begreifen, als ein Sich-different-Setzen von Kommunikationssphären, die zwar wechselseitig aufeinander Einfluss nehmen können, deren Einflussnahme aber kontingent bleibt. Es sind also nicht mehr allgemeine Vorstellungen von Gut und Böse, von denen her sich bestimmte ästhetische, juristische oder wissenschaftlichen Entscheidungen beeinflussen, geschweige denn herleiten lassen.

Insofern die Moderne primär über eine Ausdifferenzierung gekennzeichnet ist, wurde sie immer schon als Zuwachs an Indifferenz erfahren, sprich als Vergleichgültigung von Normen und Werten, die bislang für die ganze Gesellschaft verbindlich waren. Die Wahrheitsfindung macht die Welt nicht von sich aus gerechter, die Gerechtigkeit zahlt sich im Diesseits nicht zwangsläufig aus, und was schön ist, dient nicht allein deshalb schon der Verherrlichung von Gott. Man kann eine solche Entkoppelung der Höchstwerte im historischen Kontext so-

¹ Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997, insb. Kap. 4, S. 215 ff.

wohl als Aufklärungsfortschritt interpretieren als auch als Werteverfall empfinden. Wenn man die Rede vom Werteverfall analysiert, so zeigt sich, dass es sich hierbei immer um eine Erfahrung der Indifferenz jener Wertunterscheidungen handelt, die im geschichtlichen Kontext bislang intakt waren. Man kann zwischen gut und schlecht, zwischen wahr und falsch, gerecht und ungerecht nicht mehr in derselben Weise unterscheiden, wie man es bislang gewohnt wahr. Die normativen Differenzen büßen schlichtweg ihre Unterscheidungskraft ein.

Dieser Prozess der permanent sich über sich selbst aufklärenden Aufklärung kulminiert in der Postmoderne: in der Einsicht und in dem Bewusstsein, dass etwa selbst die negative Geschichtsphilosophie von Adorno ein utopisches Ideal formuliert, das sich weder legitimieren noch praktizieren lässt. Alles, was man an Voraussetzungen, Letztbegründungsstrategien, wie vage sie auch sein mögen, in die Diskussion einbringt, lässt sich – so die wirkungsmächtige Einsicht von Derrida – dekonstruieren. Man kann in Bezug auf jede normative Differenz letztendlich zeigen, dass sie Geltungsansprüche impliziert, die sich argumentativ nicht einlösen lassen. Derridas Dekonstruktion liefert der Postmoderne ihr epistemologisches Fundament. Ihre letzte Einsicht ist die Einsicht in die ubiquitäre Kontingenz aller Weltverhältnisse, und dies ist nur ein anderes Wort für eine ‚Ontologie der Indifferenz‘ – man geht davon aus, dass die Welt kontingent bzw. indifferent ist, so wie man vordem davon ausging, dass alles in der Welt mit Notwendigkeit und einer verborgenen Ordnung gemäß geschieht. Die Idee der Indifferenz stellt eine Letztbegründungsfigur dar, die besagt, dass es keine Letztbegründungen mehr gibt und in der die postmoderne Selbstbeschreibung verankert ist.

Letztendlich begleitet die Erfahrung der Indifferenz den gesamten Ausdifferenzierungsprozess der Moderne wie ein Schatten; es ist ihr Trauma, das in dem Moment schmerzlich ins gesellschaftliche Bewusstsein trat, als die funktionale Differenzierung der Gesellschaft in den entsprechenden Selbstbeschreibungen der Funktionssysteme reflexiv abgefangen werden musste, was unter anderem zur Ausbildung spezieller Reflexionstheorien führte – etwa der Ästhetik in Bezug auf das Kunstsystem in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Ganz grundsätzlich wurde das Problem einer sich ubiquitär ausbreitenden Indifferenz dann im 19. Jahrhundert von Kierkegaard diskutiert, der die bemerkenswerte Aussage machte, dass „das Ästhetische [...] die Indifferenz ist“.² Er spürte wie kein anderer, dass die maßgeblichen moralischen Letztdifferenzen, die über Jahrhunderte hinweg den gesellschaftlichen Kommunikationshaushalt zusammenhielten, von den gesellschaftlichen Ausdifferenzierungsprozessen zersetzt wurden, was sich in den aufgeklärten Selbstbeschreibungen der Moderne dann widerspiegelte. Der Streit wurde nicht mehr um den positiven oder negativen moralischen Wert, um Gut oder Böse geführt, sondern auf dem Spiel stand die Unterscheidung zwischen Gut und Böse an sich: „Die Frage ist hier, unter wel-

2 Søren Kierkegaard, *Entweder – Oder*, München: dtv²1993, S. 728.

chen Bedingungen man das ganze Gut und Böse wählt, das Gut hinterher; denn das Ästhetische ist daher eben sage ich, das Ethische. Kierkegaard hier ‚das Ästhetische‘ nennt die Form, aus deren Perspektive die Unterscheidungskraft einbüßen, gleichbedeutend sind.

Insofern sich die Postmoderne in der Erfahrung der Lebenswelt charakterisiert, so ist die Postmoderne in den Jahrhunderte zurückliegenden Kulturen aufschlussreich: „Wer ästhetisch lebt, überall Aufgaben sieht. Die Aufgabe ist also als Aufgabe, als Ziel, als Unterscheidung von Gut und Böse ist. Die Unterscheidung ist der Möglichkeitsraum aller Handlungen, die man besser unterlässt. Die ästhetische Unterscheidung ist nicht wirksam, sie bleibt (in der menschlichen Welt) menschliche Verhalten, weil sie nicht gelten lässt.

Kierkegaard hat als religiöser Philosoph die Präferenz daran gesetzt, seinen Lesern die Unterscheidung des ästhetischen – und zwar aus dem Sein Argument lautet, dass nur die Unterscheidung das ästhetische, moralisch indifferent ist. Er zeigt sich also, dass jede ästhetische Unterscheidung ein jeder, der ästhetisch lebt, verliert. Das Argument ist ohne Zweifel präferenziell. Die Postmoderne wesentlich prägt: die Unterscheidung ist auf der einen Seite durch eine Unterscheidungsgraden gekennzeichnet, was nicht nur viel stärkeren Maße selbstverständlich sind, *müssen* sie dies auch, sprich sie die Unterscheidungen in sich selbst zu unterscheiden. Die Bande der Tradition, die man verlieren für den Großteil der Bevölkerung. Die Pluralisierung von Lebensformen

3 Ebd., S. 718.

4 Ebd., S. 817.

5 Ebd., S. 746.

Neutralisierte Indifferenz

Das zentrale Bezugsproblem der aktuellen Kunstphilosophie

Indifferenz war das Zeichen unserer Zeit. Sie definierte in den letzten zwei, drei Jahrzehnten die Tiefengrammatik der westlichen Gesellschaft und diente ihr als Letztbegründung und Abschlussgedanke zugleich. Aber nicht nur in den sozialen Verhaltensmustern, sondern auch in den kulturell wirkungsmächtigen Strömungen der zeitgenössischen Kunst und Philosophie besaß diese Idee Konjunktur. Wie lässt es sich erklären, dass gerade dieser Gedanke das historische Bewusstsein faszinieren konnte? Was spricht dafür, dass heutzutage „Indifferenz“ als Leitidee ihre Strahlkraft einzubüßen scheint? Wie wirken sich diese Prozesse auf das Selbstverständnis der zeitgenössischen Kunst aus? Und vor allem: Welche Rolle spielte hierbei die ästhetische Indifferenz? Mit diesen Fragen ist der Problemhorizont der folgenden Untersuchung abgesteckt. Ihr Anliegen ist es, zu zeigen, dass „Indifferenz“ nicht der Schlussstein aller Aufklärung ist, sondern dass eine Moderne, die selbstreflexiv wird, auch zu diesem ‚Wert‘ noch einmal Distanz gewinnen kann. Zudem sind philosophische Ideen nicht losgelöst von der Form ihrer Darstellung zu vermitteln. Ein Text, der sich von der Idee der „Indifferenz“ zu distanzieren versucht, muss – in welcher Weise auch immer – mit dem Indifferenzstil der postmodernen Philosophie brechen.

Der Begriff der Indifferenz

„Indifferenz“ ist ein Fremdwort und bedarf der Übersetzung. Macht man sich in den einschlägigen Wörterbüchern über die Bedeutung dieses Begriffs kundig, dann stößt man auf eine Ungenauigkeit, die für die weiteren Überlegungen aufschlussreich ist. „Indifferenz“ wird in erster Linie mit „Gleichgültigkeit“ übersetzt, was eine entlegene Bedeutung dieses Wortes trifft, aber nicht dessen alltagsprachlichen Sinn erfasst. Wenn sich zum Beispiel ein Chef seinem Mitarbeiter gegenüber indifferent verhält, dann ist dies kein Ausdruck von Gleichgültigkeit, sondern hat eher etwas mit einer Unentschiedenheit oder Unentscheidbarkeit zu tun. So ist es dem Vorgesetzten keinesfalls egal, was sein Angestellter sagt oder wie dieser agiert; er sendet durchaus Signale der Wertschätzung ihm gegenüber aus, aber diese Signale sind in sich widersprüchlich und ambivalent: Jemand wird gelobt, aber nicht befördert, mit einer schwierigen Aufgabe betraut, aber geringschätzig vor Kollegen behandelt. Die zumeist impliziten Wertungen

des Vorgesetzten fallen positiv und negativ aus, sie beziehen sich nicht nur auf konkrete Arbeitsleistungen, sondern betreffen letztendlich die Wertschätzung der ganzen Person. Auch in sich anbahnenden Liebesbeziehungen trifft man auf Situationen, die hochgradig indifferent bleiben können. Ein Mann schenkt Blumen und überhört eine Einladung; er ruft überraschend an und lässt wochenlang nichts mehr von sich hören. Solche Verhaltensweisen zeugen nicht von Gleichgültigkeit, sondern sie sind Paradebeispiele für Indifferenz.

Wörtlich heißt Indifferenz so viel wie Nicht-Differenz. In den eben beschriebenen Fällen kommt eine normative Differenz ins Spiel, wird aber nicht als normative Unterscheidung gebraucht. Die kommunikative Situation, in der sich Angestellte oder Verliebte befinden, ruft automatisch ganz bestimmte Wertunterscheidungen auf; der Angestellte fragt sich, ob er von seinem Vorgesetzten geschätzt wird, der Verliebte, ob der andere ihn liebt oder nicht. Genau in Bezug auf diese Wertedifferenzen bleibt die Kommunikation aber unentschieden. Letztendlich kann es für ein solch ambivalentes Verhalten verschiedene Motive geben, die dürften allerdings darauf hinauslaufen, dass man sich auf ein derart folgenreiches Urteil nicht festlegen kann oder festlegen will. Indifferentes Verhalten bringt den strategischen Vorteil mit sich, dass man keine Verbindlichkeiten eingeht, dass man sich selbst in seiner Haltung zu einer anderen Person nicht festlegt, keinerlei Erwartungen erzeugt, an die der andere anknüpfen kann. Wer sich in sozialen Kontexten indifferent verhält, macht sich unbeobachtbar und ist nicht so leicht auszurechnen. Man kann sich opportunistisch verhalten, ohne als Opportunist erkennbar zu sein, denn wer sich alle Optionen offen hält, dem lässt sich kein Verrat an eigenen Überzeugungen vorwerfen.

Indifferenz im Alltag hat mithin kaum etwas mit Gleichgültigkeit zu tun. Die Übersetzung bezieht sich primär auf eine philosophische Überlieferung, auf die so genannte „Adiaphora“ der stoischen Ethik, die eine gleichgültige Haltung zu den irdischen Gütern wie Ruhm, Ehre und Reichtum propagierte, mit der Begründung, dass sie für die Glückseligkeit des Menschen, also den Wert, auf den es im menschlichen Leben eigentlich ankäme, nicht entscheidend sind. Die Indifferenz des Verhaltens ist hier also eher eine ethische Norm als eine reale Verhaltensweise und bezieht sich auf Wertdifferenzen, die ansonsten den Alltag normieren. Gewöhnlich geht man davon aus, dass es besser sei, reich als arm zu sein, Lust zu verspüren und nicht Schmerz zu empfinden, von der Gemeinschaft geachtet und nicht missachtet zu werden. Die Lehre der Stoiker lässt diese normativen Differenzen kollabieren und neutralisiert sie mit einem Verweis auf den Höchstwert ‚Glückseligkeit‘. Von dieser außeralltäglichen Verhaltensweise zehren mithin die Übersetzungen, die Indifferenz als Gleichgültigkeit bestimmen.

So viel zur Vorbetrachtung: Man sieht, dass der Begriff der Indifferenz zwischen einer deskriptiven und einer normativen Bedeutung pendelt und zwischen einer alltäglichen und einer außeralltäglichen Verwendungsweise aufgespannt ist. Indifferenz bezeichnet Verhaltensweisen zwischen Gleichgültigkeit und Ambivalenz, wobei immer Wertunterscheidungen zur Disposition stehen, die man auf

die eine oder andere Weise für nichtig erklärt. Selbst wo es um eine gleichgültige Einstellung geht, handelt es sich um eine Einstellung, die einen gegebenen positiven und negativen Wert *gleich gelten* lässt. Auch Gleichgültigkeit lässt sich mit hin auf eine Form der Unentschiedenheit oder Unentscheidbarkeit zurückführen. Kurzum: Indifferenz bezeichnet die Unentschiedenheit eines Unterschieds.

Soziale Indifferenz

Indifferenz war ein Zeichen unserer Zeit. Das heißt vor allem, dass es sich hierbei um eine Leitidee der postmodernen Gesellschaft handelt, die brüchig wird. Die so genannte Postmoderne ist vor allem ein Epochen-, weniger ein Struktur-begriff. Sie bezeichnet einen Zeitabschnitt, der Ende der sechziger Jahre beginnt und bis an den Gegenwartshorizont reicht, in dem sich die westlichen Industriegesellschaften an einer ganz bestimmten Selbstbeschreibung orientiert haben. Dieses Selbstverständnis resultiert wesentlich aus einer Modernekritik und deren gesellschaftlichen Leitbildern. Die Ursprünge der modernen Gesellschaft lassen sich bis zur Renaissance zurückverfolgen, wo es zu einer Umstellung der gesellschaftlichen Primärdifferenzierung kam: Im 15. Jahrhundert begann jener evolutionäre Prozess, in dessen Folge sich die mittelalterliche, hierarchisch differenzierte Gesellschaft langsam in eine heterarchisch, funktional differenzierte Gesellschaftsformation transformierte. Die große Veränderung war, dass sich einzelne Funktionssysteme wie das Wissenschafts-, Wirtschafts-, Rechts- oder auch das Kunstsystem ausbildeten, die sich mehr und mehr von allen gesamtgesellschaftlich verbindlichen religiösen, weltanschaulichen und moralischen Rücksichten unabhängig machten und in diesem Sinne autonom wurden.¹ Man kann insofern die Moderne oder auch die Modernisierung der Gesellschaft in einem ganz allgemeinen Sinne als eine Ausdifferenzierung begreifen, als ein Sich-different-Setzen von Kommunikationssphären, die zwar wechselseitig aufeinander Einfluss nehmen können, deren Einflussnahme aber kontingent bleibt. Es sind also nicht mehr allgemeine Vorstellungen von Gut und Böse, von denen her sich bestimmte ästhetische, juristische oder wissenschaftlichen Entscheidungen beeinflussen, geschweige denn herleiten lassen.

Insofern die Moderne primär über eine Ausdifferenzierung gekennzeichnet ist, wurde sie immer schon als Zuwachs an Indifferenz erfahren, sprich als Vergleichgültigung von Normen und Werten, die bislang für die ganze Gesellschaft verbindlich waren. Die Wahrheitsfindung macht die Welt nicht von sich aus gerechter, die Gerechtigkeit zahlt sich im Diesseits nicht zwangsläufig aus, und was schön ist, dient nicht allein deshalb schon der Verherrlichung von Gott. Man kann eine solche Entkoppelung der Höchstwerte im historischen Kontext so-

1 Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997, insb. Kap. 4, S. 215 ff.

wohl als Aufklärungsfortschritt interpretieren als auch als Werteverfall empfinden. Wenn man die Rede vom Werteverfall analysiert, so zeigt sich, dass es sich hierbei immer um eine Erfahrung der Indifferenz jener Wertunterscheidungen handelt, die im geschichtlichen Kontext bislang intakt waren. Man kann zwischen gut und schlecht, zwischen wahr und falsch, gerecht und ungerecht nicht mehr in derselben Weise unterscheiden, wie man es bislang gewohnt wahr. Die normativen Differenzen büßen schlichtweg ihre Unterscheidungskraft ein.

Dieser Prozess der permanent sich über sich selbst aufklärenden Aufklärung kulminiert in der Postmoderne: in der Einsicht und in dem Bewusstsein, dass etwa selbst die negative Geschichtsphilosophie von Adorno ein utopisches Ideal formuliert, das sich weder legitimieren noch praktizieren lässt. Alles, was man an Voraussetzungen, Letztbegründungsstrategien, wie vage sie auch sein mögen, in die Diskussion einbringt, lässt sich – so die wirkungsmächtige Einsicht von Derrida – dekonstruieren. Man kann in Bezug auf jede normative Differenz letztendlich zeigen, dass sie Geltungsansprüche impliziert, die sich argumentativ nicht einlösen lassen. Derridas Dekonstruktion liefert der Postmoderne ihr epistemologisches Fundament. Ihre letzte Einsicht ist die Einsicht in die ubiquitäre Kontingenz aller Weltverhältnisse, und dies ist nur ein anderes Wort für eine ‚Ontologie der Indifferenz‘ – man geht davon aus, dass die Welt kontingent bzw. indifferent ist, so wie man vordem davon ausging, dass alles in der Welt mit Notwendigkeit und einer verborgenen Ordnung gemäß geschieht. Die Idee der Indifferenz stellt eine Letztbegründungsfigur dar, die besagt, dass es keine Letztbegründungen mehr gibt und in der die postmoderne Selbstbeschreibung verankert ist.

Letztendlich begleitet die Erfahrung der Indifferenz den gesamten Ausdifferenzierungsprozess der Moderne wie ein Schatten; es ist ihr Trauma, das in dem Moment schmerzlich ins gesellschaftliche Bewusstsein trat, als die funktionale Differenzierung der Gesellschaft in den entsprechenden Selbstbeschreibungen der Funktionssysteme reflexiv abgefangen werden musste, was unter anderem zur Ausbildung spezieller Reflexionstheorien führte – etwa der Ästhetik in Bezug auf das Kunstsystem in der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Ganz grundsätzlich wurde das Problem einer sich ubiquitär ausbreitenden Indifferenz dann im 19. Jahrhundert von Kierkegaard diskutiert, der die bemerkenswerte Aussage machte, dass „das Ästhetische [...] die Indifferenz ist“.² Er spürte wie kein anderer, dass die maßgeblichen moralischen Letztdifferenzen, die über Jahrhunderte hinweg den gesellschaftlichen Kommunikationshaushalt zusammenhielten, von den gesellschaftlichen Ausdifferenzierungsprozessen zersetzt wurden, was sich in den aufgeklärten Selbstbeschreibungen der Moderne dann widerspiegelte. Der Streit wurde nicht mehr um den positiven oder negativen moralischen Wert, um Gut oder Böse geführt, sondern auf dem Spiel stand die Unterscheidung zwischen Gut und Böse an sich: „Die Frage ist hier, unter wel-

2 Søren Kierkegaard, *Entweder – Oder*, München: dtv ²1993, S. 728.

chen Bedingungen man das ganze Dasein betrachtet und selber leben will. Dass, wer Gut und Böse wählt, das Gute wählt, ist zwar wahr, aber das zeigt sich erst hinterher; denn das Ästhetische ist nicht das Böse, sondern die Indifferenz, und daher eben sage ich, dass das Ethische die Wahl konstituierte.“³ Was Kierkegaard hier ‚das Ästhetische‘ nennt, ist nichts anderes als eine ästhetische Lebensform, aus deren Perspektive die ethischen Wertunterscheidungen ihre Unterscheidungskraft einbüßen, *gleich gültig* und in diesem Sinne ‚indifferent‘ werden.

Insofern sich die Postmoderne wesentlich über eine alles umfassende Ästhetisierung der Lebenswelt charakterisiert, bleiben auch Kierkegaards über anderthalb Jahrhunderte zurückliegenden Kennzeichnungen der ästhetischen Lebensweise aufschlussreich: „Wer ästhetisch lebt, sieht nämlich überall nur Möglichkeiten, diese bilden für ihn den Inhalt der Zukunft, wohingegen derjenige, der ethisch lebt, überall Aufgaben sieht. Diese seine wirkliche Konkretion sieht das Individuum also als Aufgabe, als Ziel, als Zweck.“⁴ Was ist damit gemeint? Die Unterscheidung von Gut und Böse ist verhaltensbestimmend, sie asymmetriert den Möglichkeitsraum aller Handlungen in solche, die man ergreifen soll, und jene, die man besser unterlässt. Die ästhetische Lebensform hingegen wird praktisch nicht wirksam, sie bleibt (in erster Näherung) *indifferent* in Bezug auf das menschliche Verhalten, weil sie alle Handlungsmöglichkeiten gleichermaßen gelten lässt.

Kierkegaard hat als religiöser Philosoph viel Scharfsinn und literarische Eloquenz daran gesetzt, seinen Leser davon zu überzeugen, dass das ethische Leben dem ästhetischen – und zwar aus nichtmoralischen Gründen! – vorzuziehen ist. Sein Argument lautet, dass nur das ethische Leben ein glückliches Leben ist, weil das ästhetische, moralisch indifferente Leben in die Verzweiflung führt: „Es zeigt sich also, dass jede ästhetische Lebensanschauung Verzweiflung ist und dass ein jeder, der ästhetisch lebt, verzweifelt ist, ob er es nun weiß oder nicht.“⁵ Das Argument ist ohne Zweifel prekär, trifft aber einen Indifferenzaspekt, der die Moderne wesentlich prägt: die Neurotisierung ihrer Individuen. Die Moderne ist auf der einen Seite durch einen ungeheuren Zugewinn von sozialen Freiheitsgraden gekennzeichnet, was dazu führt, dass die Menschen ihr Leben in einem viel stärkeren Maße selbstbestimmt leben *können*. Auf der anderen Seite *müssen* sie dies auch, sprich sie sind genötigt, die Gründe für ihre Lebensentscheidungen in sich selbst zu suchen und aus sich selbst heraus zu begründen. Die Bande der Tradition, die moralischen und religiösen Rückversicherungen verlieren für den Großteil der Bevölkerung ihre Verbindlichkeit; selbst die bloße Pluralisierung von Lebensformen führt zu einem Zuwachs an lebensweltlicher

3 Ebd., S. 718.

4 Ebd., S. 817.

5 Ebd., S. 746.

Kontingenz, die durch eine wie auch immer geartete Form der Selbststabilisierung wieder abgefangen werden muss. Lebensberatungen aller Art kompensieren seitdem den Verlust an allgemeinverbindlicher, fragloser Stabilität. Hierzu gehören Meditationskurse, Selbsthilfegruppen, Ratgeberliteratur – und vor allem, die beinahe schon obligatorische Psychotherapie. Es handelt sich immer um Techniken, die das Individuum in die Lage versetzen sollen, einen Grund in sich selbst zu finden oder besser: zu konstruieren. Das postmoderne Subjekt ist der Kulminationspunkt dieser Entwicklung; es entsteht, weil seine soziale Konstruktion nicht länger automatisch funktioniert und weil es dementsprechend zur permanenten Restabilisierung gezwungen wird. Nicht nur seine erste Natur, sondern auch seine zweite Natur kommt dem Menschen abhanden.

So kann man das von der postmodernen Gesellschaft freigesetzte Subjekt auch darüber charakterisieren, dass es selbstreflexiv wird: es spiegelt sich in sich selbst und versucht *auf diese Weise*, ein handlungsleitendes Selbstbild zu erzeugen. Deshalb konnte sich auch eine Zwischensphäre der Lebensberatung zwischen Mensch und Gesellschaft schieben, die den Außenweltkontakt präformiert, abmildert und kompensiert. Sie ist der große Spiegel für die professionalisierte Selbstwahrnehmung des Subjekts. Die umfassende Therapeutisierung der Individuen verstärkt noch einmal extrem ihre wechselseitige Entfremdung, also den Grad an Fremdheit, der entsteht, wenn stark individualisierte und damit auch inkompatible Gründe und Geschichten das Erleben und Handeln der Einzelnen prägen. Zudem wächst mit dem Angebot auch die Kontingenz solcher therapeutischen Subjektspiegel, zwischen denen der moderne Mensch zu wählen hat.

Die objektive Pluralisierung der Lebenskonzepte in der Postmoderne führt zu einer extremen Abflachung, wenn nicht gar zum Verlust jeglicher Wertehierarchien in den Subjekten. Entsprechend wächst der Zweifel, welche der verfügbaren Lebensmöglichkeiten es zu ergreifen gilt. Mit der Wahl aber wächst auch die Qual, sich in Bezug auf sein eigenes Leben entscheiden zu müssen – und sich nicht entscheiden zu können. Nimmt dieser Zweifel überhand, kommt es zur Verzweiflung. Das Subjekt irrt bis zur völligen Erschöpfung zwischen einer Vielzahl ihm offen stehender Lebensmöglichkeiten hin und her, die für ihn aber alle keine sind, weil sich nicht entscheiden lässt, ob sie gut sind oder schlecht. Verzweiflung ist mithin eine Indifferenz des Willens, die negativ und schmerzhaft erfahren wird.

Nun ist ‚Verzweiflung‘ eine Möglichkeit des Daseins, die nicht erst unter modernen Lebensverhältnissen entstanden ist. Ein großes Unglück oder eine unglückliche Liebe konnten auch vordem schon die Menschen in Schwermut stürzen. Der psychologische Mechanismus ist jeweils der gleiche: der existentielle Wertekosmos bricht unter der Last eines bestimmten Ereignisses zusammen. Zum Beispiel kann für Eltern der Verlust eines Kindes traumatisch wirken, weil ein Kind zu meist zum Dreh- und Angelpunkt ihres Lebens wurde, der sich durch nichts ersetzen lässt.

Hochgradig gefährdet für solche Sinnkrisen sind auch Jugendliche, bei denen es zunächst nur wenige stark ausgeprägte Wertorientierungen gibt. Eine unvoreilhaftige Figur oder nicht bestandene Prüfungen können hier leicht in die Verzweiflung führen, da es kaum nennenswerte Wertalternativen gibt, auf die man in der Adoleszenz ausweichen könnte. Existentielle Indifferenz im Sinne einer Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen Leben stellt sich hier entsprechend viel leichter ein als bei Erwachsenen.

Zeitlos an der Verzweiflung ist aber auch, dass man sich, etwa in der Mystik oder in der Philosophie, in sie hineinmeditieren oder hineinreflektieren konnte. Unter dem Bemühen, den Willen Gottes zu ergründen, konnte man seit je her am eigenen Glauben irre werden, und unter dem Reflexionsdruck, die Welt klar und deutlich zu erkennen, zerbröselten leicht die kulturell etablierten Werte, die man begründen wollte. Der Zweifel an Gott und die Häresie gehören zur Religion wie der Skeptizismus und der Nihilismus zur Philosophie.

Die wahre Bedeutung von Dingen, Beziehungen oder Personen muss nicht explizit gewusst werden, es ist gut möglich, dass man ihren eigentlichen Wert erst bei ihrem Verlust erfährt. Im unglücklichen Moment zeigt es sich, dass an diesem Punkt die Wertehierarchie des eigenen Lebens ihren letzten Halt gefunden hatte. Traditionell konnte hier die Religion Trost spenden, vor allem deshalb, weil sich in ihrem Weltbild das irdische Leid relativieren ließ und das gottgefällig geführte Leben als letzter unverbrüchlicher Wert trotz aller Schicksalsschläge Bestand hatte.

Abgesehen von jenen kultur- und zeitübergreifenden Möglichkeiten zu verzweifeln, potenzieren sich aber diese Sinnkrisen in der Moderne. Jetzt können sie nicht nur die empfindsamen, nachdenklichen, melancholischen Charaktere heimsuchen, sondern in der Moderne wird es wahrscheinlich, dass sie jeden treffen. Es bedarf einer permanenten Restabilisierung des eigenen Selbst und diese funktioniert nicht länger nach den Mustern einer sich über Generationen hinweg bewährenden Kultur, sondern sie ist extrem risikoreich und experimentell.

Der Erfolg der Psychoanalyse erklärt sich nicht zuletzt aus der Tatsache, dass jeder Mensch in seiner Entwicklung von seinen Eltern und den ihm nahestehenden Personen geprägt wird und entsprechende Verhaltensmuster ausbildet. Ohne Widerstreit verläuft keine Entwicklung, aber erst in der Moderne erlangen diese frühkindlichen Muster den Status von seelischen Konflikten, die therapiebedürftig sind. Doch sind sie das wirklich? In vielen Fällen dient die psychotherapeutische Sitzung der seelischen Stabilisierung, die es in einer Kontingenzkultur nicht mehr automatisch gibt. Die Neurose ist nicht notwendigerweise die Krankheit, welche das Individuum davon abhält, sich selbst zu verwirklichen, als vielmehr der gesuchte Ankerpunkt bei der Konstruktion einer eigenen Identität. Sie ist der verinnerlichte Konflikt, auf den Verlass ist, an den man sich halten kann, auch wenn es ansonsten kein Halten mehr gibt.

Dass es zu einer Neurotisierung der Subjekte in der Moderne kommt, scheint evident zu sein. Dennoch ist Kierkegaards Diagnose, dass die ästhetische Lebensform aufgrund ihrer Indifferenz in die Verzweiflung führe, überzogen. Die umfassende Ästhetisierung der Lebenswelt geht in der Neurotisierung der Gesellschaft nicht auf. Das ästhetische Weltverhältnis führt nicht zwangsläufig in die Indifferenz, sondern dies passiert nur, solange man das Ideal der Moderne verinnerlicht hat: ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Nur unter dem Leitbild der Emanzipation sieht sich das Subjekt genötigt, sich in sich selbst zu begründen und sich in dieser Selbstbegründung auch transparent zu sein. Dieses Ideal der Aufklärung steht hinter Kierkegaards Argument! „Die letzte Lebensanschauung ist die Verzweiflung selbst. [...] sie ist die letzte ästhetische Lebensanschauung, denn sie hat bis zu einem gewissen Grade das Bewusstsein der Nichtigkeit einer solchen Anschauung in sich selbst aufgenommen.“⁶ Nur dann, wenn man sich als ein autonomes Subjekt versteht, das seinen letzten Motivationsgrund in sich selbst sucht, wird man eine Reihe von Lebensanschauungen konstruieren können, an deren Schluss die Einsicht über die Grundlosigkeit und entsprechend auch die „Nichtigkeit“ der eigenen ästhetischen Lebensweise steht. Und eine derart in sich gebrochene ästhetische Lebensanschauung wird mit hoher Wahrscheinlichkeit auch in Resignation und Verzweiflung münden.

Wenn man dieses Ideal der Moderne aber preisgibt und den Gang in das grundlose eigene Selbst blockiert, dann verwandelt sich die ästhetische Lebensanschauung zur partiellen Lösung des Problems, das sie nach Kierkegaard ist. Eine solche Blockade erreicht man dadurch, dass man Indifferenz als einen Positivwert setzt – was er in der Grammatik der Moderne definitiv nicht war. Müssten die Subjekte diese Umwertung der Indifferenz aus eigener Kraft vollziehen, dann würde diese wie eh und je nur marginal, an den Grenzfeldern der Kultur, in Philosophie, Religion oder Kunst gelingen. Neu und entscheidend ist aber, dass eine solche positive Wertung der Indifferenz in die Tiefengrammatik der Kultur hineinreicht und somit massenwirksam werden kann. Deshalb markiert diese gewandelte Einstellung zur Indifferenz auch eine Epochenäsur und führt in die Postmoderne. Sie definiert sich über einen Abgesang an die Aufklärung mit deren Ideal des mündigen, vernünftigen, sich selbst transparenten Individuums und verkündet aus diesem Grund programmatisch das so genannte ‚Ende des Subjekts‘.

Wie aber ergeben sich solche kulturelle Setzungen? Was ändert sich, damit sich ein solcher Paradigmenwechsel durchsetzen kann? Generell passen sich die Selbstbilder der Subjekte den sozialen Erfordernissen an, denen sie ausgesetzt sind. So führt die fortschreitende funktionale Ausdifferenzierung der Gesellschaft zu einer hochgradig spezialisierten Arbeitswelt, in der es mehr und mehr auf Tempovorteile ankommt. Dies fordert den flexibilisierten Menschen, der bereit ist, jede Chance zu ergreifen, die der Arbeitsmarkt bietet. Allzu starre Le-

6 Ebd., S. 748.

benskonzepte über das gute Leben schränken solche Optionen stark ein. Insofern ist ein gesteigertes Maß an Indifferenz gegenüber den eigenen und fremden Wertvorstellungen ein strategischer Vorteil, der sich zumindest im statistischen Mittel bemerkbar macht. Eine flache innere Wertehierarchie ist die Voraussetzung dafür, dass man jede sich bietende Möglichkeit für sich realisieren kann. Dass man Indifferenz überhaupt als einen Positivwert zu setzen vermag, liegt darin begründet, dass sich solche Vorteile unter bestimmten sozialen Bedingungen mit der Vorstellung von Indifferenz verknüpfen lassen. Es scheint zumindest einen Kippunkt zu geben, wo solche Vorzüge erstmals für größere Bevölkerungsgruppen die traditionellen Nachteile einer moralisch indifferenten Einstellung überwiegen, denn traditionellerweise ist die Anerkennung in einer Gemeinschaft daran geknüpft, ob ihre Mitglieder sich an deren Normenkatalog halten. Die Chancen für eine Umwertung der Indifferenz in einen positiven Wert steigen nicht zuletzt dadurch, dass die Gesellschaft es vielen ermöglicht, einen hedonistischen Lebensstil zu pflegen. Kierkegaard verstand unter einer „ästhetischen Lebensanschauung“ vor allem die Befriedigung und Sublimierung sinnlicher Bedürfnisse. Erst in einer reichen Gesellschaft, die sich für zwei Drittel der Bevölkerung in eine Konsumgesellschaft verwandelt, wird die Ausrichtung des eigenen Lebens an Lust und Unlust zu einer Option, welche die moralischen Orientierungen verdrängen kann. Nur in einer Wohlstandsgesellschaft beginnt es sich zu lohnen, das Dasein an der eigenen Bedürfnisbefriedigung auszurichten und dafür auf Solidarität und Anerkennung in einer Gemeinschaft zu verzichten. Die Entwicklung kulminiert mit einer gewissen Notwendigkeit in der versingelten Patchworkexistenz. Es muss nicht jeder wissen, dass mit diesem Perspektivwechsel auch ein Einstellungswechsel in Bezug auf den Indifferenzbegriff verbunden ist. Aber es zeigt sich mit der Zeit, dass die Gesellschaft auf indifferentes Verhalten weniger vorwurfsvoll reagiert, sich davon kaum noch irritieren lässt, bis dann auch der Begriff in den intellektuellen Diskursen eine Umwertung erfährt und positiv konnotiert in den Massenmedien auftaucht.

Indifferenz kann also unter bestimmten Bedingungen mit Lust, Freiheitsgewinn und ökonomischen Erfolg assoziiert werden, wobei sich offenbar erst in der Postmoderne die Voraussetzungen so stark akkumuliert haben, dass sie einen solchen kulturellen Einstellungswandel auslösen können. Sobald das indifferente Verhalten sich in ein kulturelles Ideal verwandelt, ändert sich auch die Charakterstruktur der Subjekte, die dieses Ideal verinnerlichen: Die Menschen werden ‚cool‘ und beginnen, sich und ihre Lebenswelt zu ästhetisieren. Weshalb machen solche Reaktionsmuster plötzlich Sinn?

Man kann davon ausgehen, dass Wertentscheidungen des Subjekts, die das soziale Verhalten dirigieren, in erster Linie Körperreaktionen sind. Eine bestimmte soziale Situation wird somatisch markiert, spricht als ein positives oder negatives Gefühl empfunden, und dieses Gefühl – und nicht der Verstand – löst dann entsprechende Verhalten aus.⁷ Werden die moralischen Werte neutralisiert, gewöhnt man sich an die Praxis, sich der Werturteile zu enthalten – weil die beiden

Seiten der Unterscheidung, zwischen denen man sich entscheiden soll, als gleichgültig kommuniziert werden –, dann werden die somatischen Marker überflüssig bei der Entscheidungsfindung. Entsprechend kühlt sich der gesamte Gefühls Haushalt der Menschen ab, die es als vorteilhaft erfahren haben, sich basal indifferent, und das heißt: offen gegenüber allen Möglichkeiten zu verhalten, die das Leben bereithält. Lachen und Weinen, Freude und Leid verlieren ihre soziale Orientierungsfunktion. Authentizität verwandelt sich in einen Negativwert, der anzeigt, dass die entsprechende Person die Logik der Indifferenz nicht erkannt hat, sie nicht leben kann oder sie aus welchen Gründen auch immer nicht leben will. Coolness hingegen wird zum Symbol eines erfolgreichen Lebensstils in der westlichen Gesellschaft.

Wo Indifferenz zu einem Ideal aufgewertet wird, müssen Strategien der Selbstinszenierung das authentische Verhalten ersetzen bzw. es sogar simulieren. Freundlichkeit und Höflichkeit verlieren ihren moralischen, gemeinschaftsbildenden Status und gewinnen stattdessen eine direkte lebensökonomische Funktion. Der wesentliche Unterschied zwischen einer solchen sozial konditionierten und einer authentischen Freundlichkeit ist die gefühlsmäßige Anteilnahme der Personen. Der Unterschied zwischen einem echten emotionalen und einem willkürlichen nichtemotionalen Lachen ist übrigens keine soziale Konstruktion, sondern lässt sich an der Augenmuskulatur erkennen, die sich nicht bewusst steuern lässt.⁸ Nur wo die Augen mitlachen, sind Menschen mit ihren Gefühlen involviert.

Schließlich tendiert eine Gesellschaft, wo Indifferenz zum Leitbild avanciert, zu einer umfassenden Ästhetisierung ihrer Lebenswelt. Dies betrifft nicht nur die Produkte, sondern auch die Personen, die sich gleichermaßen vermarkten müssen und dabei auf keine apriorischen Werte rekurrieren können – denn die gesellschaftliche Grundorientierung an solchen vorgegebenen Wertedifferenzen ist nicht mehr gegeben. Was mehr und mehr zählt, ist der erste Eindruck, den eine Person oder ein Produkt hinterlässt. Unter dem Leitbild der Indifferenz verdrängt das Design der Produkte ihren Gebrauchswert und die Selbstdarstellung der Personen ihre Subjektivität. Was zählt, ist die Oberfläche, die sich auf ganz bestimmte Erwartungen hin stilisieren lässt, und die Verpackung, über welche die Anschlussfähigkeit eines Produkts oder einer Person optimiert werden kann.

7 Antonio R. Damasio, *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*, München: dtv 2001, S. 237.

8 Ebd., S. 196f.

Ästhetische Indifferenz

Indifferenz ist nicht nur ein soziales, sondern auch ein ästhetisches Phänomen. Man kann sich nicht nur indifferent verhalten, sondern es gibt auch Wahrnehmungen, die indifferent bleiben. Vagheit, Unschärfe und Ambivalenz bezeichnen je verschiedene Aspekte ästhetischer Indifferenz, wobei diese, in Analogie zur sozialen Sphäre, in der postmodernen Kunst zu einem unbestrittenen Höchstwert avanciert ist. Wenn heute überhaupt noch etwas unter Kitschverdacht fällt, dann die eindeutige Geste, die unzweideutige Aussage, der ungebrochene musikalische Verlauf, die mit sich selbst identische Gestalt. Insbesondere die Neue Musik sucht die Brechung im akustischen Material, den Klang, der sich zersetzt, den Rhythmus, der in der Zeit zerfällt, die musikalische Gestalt, die sich auflöst. Dies war in der traditionellen und selbst in der klassisch modernen Kunst keineswegs der Fall, denn hier orientierte man sich eher an den Ideen von Schönheit und Erhabenheit, die sich gerade nicht über ästhetische Indifferenzen darstellen lassen. Wie also kam es zu dieser Umorientierung in der modernen Kunst? Wodurch wurde sie ausgelöst und begünstigt?

Jede Ästhetik nimmt ihren Ursprung in der Erfahrung, dass uns bestimmte Wahrnehmungspänomene mehr affizieren als andere. Traditionell besaßen vor allem die schönen Dinge und Erscheinungen eine solche Anziehungskraft, so dass sich entsprechend die philosophische Ästhetik als eine Lehre vom Schönen begründet hat.⁹ Die moderne Kunst definiert sich nun vor allem darüber, dass sie mit der Idee des Schönen bricht und stattdessen auf das setzt, was modern, neu und an der Zeit ist. Für die ästhetische Theorie, aber auch für die Künstlerphilosophien ergeben sich hieraus zwei Optionen: Man kann das Neue in der Kunst in eine Kontinuität oder als radikalen Bruch zur alten Idee des Schönen stellen.

Künstler, deren Aufgabe nicht unbedingt darin besteht, ein neues Begriffsinstrumentarium zu erfinden, neigen zur ersten Variante. So erklärte bereits Baudelaire das Hässliche für das eigentlich Schöne und Lachenmann vertritt sogar die These, dass Schönheit sich in der Verweigerung des Gewohnten zeige.¹⁰ Für den Begriff des Schönen ist diese Definitionsstrategie allerdings fatal, denn man bestimmt ihn damit über das Gegenteil dessen, was er einst war. Schönheit wird jeweils über eine Negation des klassischen Schönheitsideals umgedeutet – das Hässliche war sowieso der Gegenwert zum Schönen, das Ungewohnte ist in ei-

⁹ Aber bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts unterschied man noch einmal das Erhabene vom Schönen, was im Prinzip schon damals bedeutete, dass sich das Erhabene nicht aus der Idee des Schönen ableiten lässt, sondern einen eigenen ästhetischen Wert verkörpert, vgl. Edmund Burke, *Philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen*, Hamburg: Meiner 21989; Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft* (1790), in: ders., *Kant's gesammelte Schriften*, hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Abt. 1, Bd. 5, Berlin: Reimer 1974.

